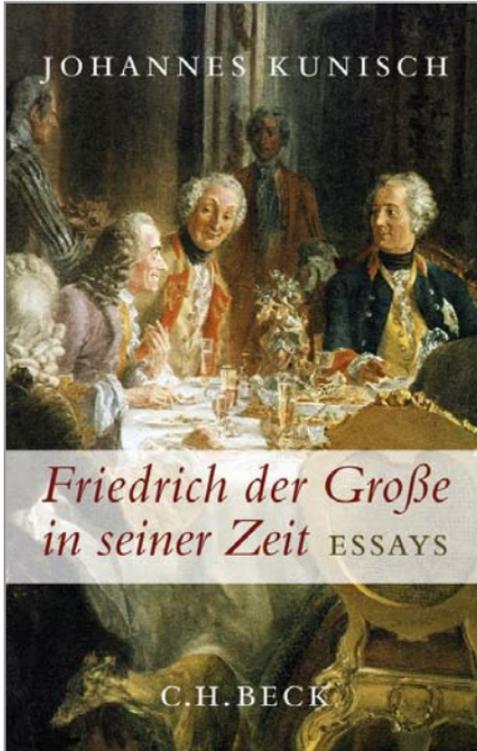


Unverkäufliche Leseprobe



Johannes Kunisch
Friedrich der Große in seiner Zeit
Essays

268 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-56282-2

*Friedrich der Große
und die preußische Königskrönung von 1701**

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Allen, die sich mit dem Aufstieg Preußens in den Kreis der europäischen Königshäuser beschäftigen, dürfte das Verdikt vertraut sein, das Friedrich der Große in seinen «Mémoires pour servir à l'histoire de la Maison de Brandebourg» über den Großvater gefällt hat. Es hat zu lange und zu nachhaltig die Wahrnehmung des ersten Königs selbst in einer kritischen Historiographie geprägt, als daß es als eine zeitbedingte Äußerung, als die Meinung eines einzelnen, beiseite geschoben werden könnte. Ich muß diese Sentenzen deshalb an den Anfang meines Vortrags stellen, weil sie den Ausgangspunkt der Frage bilden, wie ein Urteil von solcher Unerbittlichkeit und Schärfe erklärt werden kann. Als Friedrich sicherlich mit dem Vorsatz stolzer Selbstvergewisserung den Entschluß faßte, eine Geschichte seiner Dynastie als Kontinuum zu schreiben, war es natürlich unerläßlich, auch Person und Lebenswerk seines Großvaters zur Sprache zu bringen. Umso nachdrücklicher muß die Frage gestellt werden, nach welchen Kriterien er eine Regentschaft beurteilte, die eine der Voraussetzungen für den Aufstieg Preußens in den Kreis der Großmächte schuf.

Er wolle, schrieb Friedrich zum Schluß des dem ersten König gewidmeten Kapitels seiner «Denkwürdigkeiten», noch einen kurzen Blick auf das Wesen seines Vorfahren und sein äußeres Erscheinungsbild werfen. «Er war klein und verwachsen, sein Gesicht trotz allen Stolzes gewöhnlich. Seine Seele glich einem Spiegel, der alles, was sich vor ihm zeigt,

zurückwirft. Er ließ sich leicht beeinflussen, und wer dies zu tun vermochte, konnte ihn nach Belieben in Erregung versetzen oder beschwichtigen. Er brauste auf aus launenhaftem Impuls und war sanftmütig aus Trägheit.»¹ Das sind wahrlich keine sehr schmeichelhaften Töne, zumal sie der Hartnäckigkeit und Umsicht, mit der Friedrich I. gerade das Krönungsvorhaben betrieben hat, in keiner Weise gerecht werden. Das hat die neueste Forschung eindringlich und überzeugend herausgearbeitet².

Wichtig für das im folgenden zu erörternde Thema ist jedoch die Einschätzung jener Formen, in denen der in den Königsrang Aufgestiegene seine Herrscherwürde darzustellen für nötig hielt. «Eitle Nichtigkeiten hielt er für echte Größe», schrieb Friedrich der Große über einen Mann, den er persönlich gar nicht gekannt hatte, «hing mehr an blendendem Glanz als nützlicher Gediegenheit; er opferte 30 000 Untertanen für verschiedene Kriege des Kaisers, um sich die Königswürde zu verschaffen, und strebte nach dieser nur so eifrig, um seinen Hang nach Zeremonien zu befriedigen [und] Vorwände für seine Verschwendungssucht zu finden. Die Vorurteile des Volkes schienen seine Prachtliebe zu begünstigen. Aber Welch ein Unterschied herrscht doch zwischen der Freigiebigkeit eines Privatmannes und der eines Herrschers! Ein Fürst soll der erste Diener und erste Sachwalter seines Staates sein: diesem schuldet er Rechenschaft über die Verwendung der Steuern, er treibt sie nur ein, um den Staat durch seine Truppen verteidigen zu können [und] jene Würde zu wahren, Dienste und Leistungen zu belohnen und ein gewisses Gleichgewicht zwischen Arm und Reich herzustellen, aller Art Unglücklichen Erleichterung zu verschaffen und seine Prachtliebe für Dinge zu verwenden, die den Staat als Ganzes angehen. Besitzt der Herrscher einen aufgeklärten Geist und ist großherzig, so wird er seine Aufgaben nach den Bedürfnissen der Öffentlichkeit und zum größtmöglichen Wohle des Volkes aufwenden.

Dies jedoch war nicht die Form der Freigiebigkeit, wie Friedrich sie liebte. Vielmehr trieb er die Verschwendung eines eitlen Fürsten. Sein Hof war einer der prächtigsten in Europa, seine Gesandtschaften waren so prunkvoll wie die der Portugiesen. Er drückte die Armen [und] machte die Reichen reich. Während sein Volk im Elend umkam, verschlangen seine Günstlinge reiche Pensionen. Seine Bauten waren prächtig, seine Feste glanzvoll, Marstall und Dienerschaft entsprachen mehr asiatischem Prunk als europäischer Würde. Die Launenhaftigkeit, mit der er sein Geld vergeudete, wirkte um so bizarrer, wenn man seine Ausgaben mit seinen Einnahmen vergleicht. [...] Kurz, er war in Kleinigkeiten groß, im Großen klein. Sein Unglück war, daß er in der Geschichte seinen Platz zwischen einem Vater und einem Sohne fand, deren weit überlegene Begabung ihn verdunkelte.»³

Nun steht hier nicht zur Debatte, ob eine solche Beurteilung aus der Sicht der heutigen Geschichtswissenschaft haltbar erscheint⁴. Die Historie des 19. und 20. Jahrhunderts und gerade auch die bedeutendsten Vertreter der borussischen Schule sind übrigens der Auffassung Friedrichs des Großen gefolgt und haben den Großvater ähnlich kritisch beurteilt⁵. Sie konnten sich dabei auch auf einen theologischen Diskurs des 17. und 18. Jahrhunderts berufen, demzufolge es als unziemlich galt, sich der Hoffart und den Lustbarkeiten des höfischen Lebens hinzugeben. Ehrgeiz und Geltungssucht zählten neben Wollust und Eigennutz auch aus dieser Sicht zu den schlimmsten Verfehlungen eines Regenten⁶. Aber auch das Verschwendungsargument wurde in diesem Kontext ins Feld geführt und mit der Infragestellung eines sich immer pompöser in Szene setzenden Zeremoniells verknüpft: anti-höfische Aversionen also, wie sie einer zutiefst bürgerlich geprägten Historiographie bei aller quellenkritischen Distanz einleuchten mußten⁷. Auch die zeitgenössischen, von kame-ralistischer Zweckrationalität durchdrungenen Traktate zur

Hofökonomie und die Hausväterliteratur der Zeit wandten sich immer nachdrücklicher gegen den Aufwand und die exzessive Prachtentfaltung der Fürsten und werteten sie als hemmungslose Verschwendung, die durch keinen moralisch vertretbaren Grund gerechtfertigt war⁸. Alles sprach demnach für das Verdikt Friedrichs des Großen und damit gegen den ersten König, der aus der Perspektive aufgeklärter Rationalität als eitel und selbstverliebt und deshalb despektierlich erschien.

Die Frage stellt sich nun, ob Friedrich der Große denn den Maßstäben, nach denen er den Großvater glaubte tadeln zu müssen, selbst gerecht geworden ist. Auffällig an den in diesem Kontext vorgetragenen Argumenten ist zunächst, daß sie mehr oder weniger alle durch die Postulate der inneren Prosperität und der Wohlfahrt der Untertanen definiert sind. Vor dem Hintergrund dieser in der bürgerlichen Hofkritik vielfach verwendeten Argumentationsmuster erhob er den Vorwurf der Verschwendungssucht und des eigennützigem und törichten Strebens nach selbstgefälligem Glanz. Vor allem aus landesväterlich ökonomischer Perspektive schien ihm also die Herrschaft seines Großvaters so bedenklich. Er mißbilligte seine Prunksucht, weil sie ihm eitel und dem Wohlergehen der Untertanen entgegengesetzt erschien. Vermutlich rechnete er den Großvater unter jene «Hermaphroditen von Herrschern», über deren «trunkenen Größenwahn» er sich schon im 10. Kapitel des Antimachiavell so verächtlich geäußert hatte. Sie spielten seiner Auffassung nach die Rolle von großen Herren nur ihrer Dienerschaft gegenüber, und er riet ihnen, von ihren Stelzen herunterzusteigen, auf die sie ihr Dünkel emporgehoben habe. Die Mehrzahl dieser «kleinen Fürsten» ruinierten sich dadurch, «daß sie im Überschwang ihrer vermeintlichen Größe viel zu viel ausgeben im Verhältnis zu ihren Einkünften; sie stürzen sich in den Abgrund, um die Ehre ihres Hauses aufrechtzuerhalten, und sie gehen aus Eitelkeit den Weg ins Elend und ins Armenhaus;

bis zum allerletzten Sproß einer Seitenlinie gibt es keinen, der sich nicht einbildet, so etwas wie Ludwig XIV. zu sein; jeder baut sein Versailles, unterhält Mätressen und verfügt über ganze Armeen.»⁹

Seine Vorbehalte gegen die Selbstdarstellungspräntionen Friedrichs I. wiesen jedoch noch eine andere Facette auf. So vermutete er in seinen «Denkwürdigkeiten», daß sich der Großvater nur deshalb die Königswürde verschafft habe, um – wie es wörtlich heißt – »seinen Hang zu Zeremonien zu befriedigen [und] Vorwände für seine Verschwendungssucht zu finden«. Auch in Briefen an Voltaire äußerte er mehrfach den elementaren Widerwillen gegen das Zeremoniell, wie es der Großvater für die Sanktionierung seiner Königswürde zu praktizieren für nötig hielt. Er breche zu einer Reise ins Herzogtum Preußen auf, schrieb er am 27. Juni 1740 aus Charlottenburg, «um ohne heiliges Salbgefäß und ohne die unnützen, lachhaften Zeremonien, die durch Unwissenheit und Gewohnheit eingeführt worden sind, die Huldigung [der Landstände] entgegenzunehmen»¹⁰. Und noch einmal mit dem Blick auf den Großvater: Damals – 1713 – starb Friedrich I. und «wurde mit seiner falschen Größe begraben, die nur in eitlen Prunk und pomphafter Zurschaustellung nichtiger Zeremonien bestand (dans l'étalage pompeux de cérémonies frivoles)»¹¹. Friedrich der Große hat dem Zeremoniell und der höfischen Etikette auch in seinem Politischen Testament von 1752 ein kurzes Kapitel gewidmet und dabei mit Verächtlichkeit gegen «all die Scherereien königlicher Hoffart» polemisiert, die zwar an anderen Höfen genaueste Beachtung fänden, aber zugleich viel Zeit kosteten, die zweckmäßigerweise dem Wohle des Volkes zugute kommen sollte¹².

Auch hier also eine enge, ganz nach innen gewandte, pointiert utilitaristische Perspektive, die in seltsamer Verkürzung nur eine im Grunde unwesentliche Seite dieses vielschichtigen Phänomens zu erfassen vermochte. Schon Heinrich Rüdiger von Ilgen, der damals für die Außenpolitik zu-

ständige Staatsminister in Preußen, hatte in einem Memorandum für den «Dignitätsconseil», dem die Vorbereitung des Krönungsvorhabens oblag, die in ihrer Nüchternheit außerordentlich überzeugende Auffassung vertreten: «Es ist nicht genug jekroht zu werden, man mus auch versichert seyn pro Rege erkandt zu werden.»¹³ Das mochte in der Mitte des 18. Jahrhunderts schon wieder anders erscheinen. Ilgen als maßgeblicher Ratgeber des ersten Königs hatte jedoch erfaßt, daß ohne das der Königswürde entsprechende Dekorament – tatsächlich! – kein Staat zu machen war.

Gerade die jüngste Forschung hat in diesem Bereich Dimensionen historischer Wirklichkeit aufgedeckt, die der König wegen seiner affektgeladenen, ausschließlich an seiner Vorstellung vom Herrschaftsvertrag orientierten Betrachtungsweise offensichtlich verkannte¹⁴. Er konnte oder wollte nicht wahrhaben, daß neben materiellen Ressourcen und physischer Gewalt auch eine Sphäre von Staatlichkeit existierte, die mit dem Begriff des «symbolischen Kapitals» (Pierre Bourdieu), also der augenfällig in Szene gesetzten Reputation, bezeichnet worden ist. Dabei war der Bezugspunkt dieses Dignitätsanspruchs, der auf öffentliche Ostentation geradezu angewiesen war, weniger die eigenen Untertanen, die Friedrich der Große in seiner Kritik offensichtlich im Auge hatte, sondern die überterritoriale Adelsgesellschaft der europäischen Höfe und Potentaten. «Die Königswürde», führt Barbara Stollberg-Rilinger aus, «das entscheidende Kriterium der Zugehörigkeit [zum exklusiven Kreis der gekrönten Häupter], bedurfte nicht nur der zeremoniellen Sichtbarmachung, sondern sie bestand darin. In den «honores regio» [...] fielen Zeichen und Bezeichnetes ineins.»¹⁵ Immerhin räumte der König in einem Nebensatz seiner «Denkwürdigkeiten» ein, daß die Prachtentfaltung eines Fürsten dann einen Sinn ergeben könnte, wenn sie sich Dingen zuwende, «die den Staat als Ganzes betreffen»¹⁶, also wohl auf Herrscherpflichten und nicht auf Eitelkeit und Selbstsucht

zurückzuführen sind. Auch hier ohne Zweifel also eine Nützlichkeitsabwägung als Argument, aber doch mit einer Tendenz, die dem in der frühen Neuzeit so tief verwurzelten Selbstdarstellungstreben der Herrscher und Dynastien einen gewissen Spielraum beließ.

Das Zeremoniell war nach Auffassung der entsprechenden Traktatliteratur das eigentliche Medium, in dem sich Rang und Rangprätentionen manifestierten¹⁷. Insofern war das, was Friedrich I. mit der Königswürde und ihrer aufwendigen Inszenierung anstrebte, keineswegs eitel, selbstbespiegelnd und irrational, sondern im Gegenteil wohlkalkuliert und durchaus angemessen¹⁸. Es ist zu vermuten, daß Friedrich der Große Johann Christian Lünig, neben Julius Bernhard von Rohr einer der maßgeblichen Zeremonialgelehrten und Kompilatoren des frühen 18. Jahrhunderts, aus eigener Lektüre nicht kannte¹⁹. Aber die moralischen Kriterien, deren sich diese renommierten und vielfach rezipierten Autoren bedienten, waren ihm gleichwohl so vertraut, daß er sie gegen den demonstrativen Solennitätsanspruch des Großvaters polemisch ins Feld zu führen vermochte. Alle diese letztlich sogar herrschaftsstabilisierend und systemerhaltend gemeinten Argumente, die in den entsprechenden Traktaten und Kompendien vorgetragen wurden, schob er beiseite und verkante dabei, daß die repräsentative Öffentlichkeit, wie sie für den frühmodernen Fürstenstaat unerläßlich war, an die Attribute einer Person, an Insignien und Habitus und an die bewußte Choreographie spektakulärer Auftritte gebunden war²⁰.

«Der gemeine Mann», äußerte etwa der von Friedrich sonst so sehr geschätzte Staatslehrer Christian Wolff, «welche bloß an den Sinnen hanget und die Vernunft wenig gebrauchen kan, vermag auch nicht zu begreifen, was die Majestät des Königs ist: aber durch die Dinge, so in die Augen fallen und seine übrigen Sinne rühren, bekommt er einen obzwar undeutlichen, doch klaren Begriff von seiner Majestät, oder Macht oder Gewalt. Und hieraus erhellet, daß eine [!] an-

sehnliche Hoff-Staat und die Hoff-Ceremonien nichts überflüssiges, viel weniger etwas tadelhaftes sind.»²¹ Auch Lünig vertrat in seinem «Theatrum Ceremoniale» die Auffassung, daß sich große Herren «durch allerhand euserliche Marquen vor andern Menschen» distingieren müßten, «um sich dadurch bey ihren Unterthanen in desto grössern Respect und Ansehn zu setzen. Denn die meisten Menschen, vornemlich aber der Pöbel, sind von solcher Beschaffenheit, daß bey ihnen die sinnliche Empfind- und Einbildung mehr, als Witz und Verstand vermögen, und sie daher durch solche Dinge, welche die Sinne kützeln und in die Augen fallen, mehr, als durch die bündig und deutlichsten Motiven commoviret werden.»²² Die Überzeugung, daß ein Monarch seine Exklusivität sichtbar und spektakulär demonstrieren müsse, war demnach weitverbreitet. Allerdings hatten Äußerungen dieser Art in der Regel die Untertanen, ja sogar den Pöbel im Auge, argumentierten also aus einer machtfunktionalistischen Perspektive. Der außen- und mächtropolitische Horizont, der für einen um seinen Status besorgten Herrscher wie Kurfürst Friedrich III. ungleich wichtiger gewesen sein dürfte, spielte im zeremonialwissenschaftlichen Diskurs der Zeit eine untergeordnete Rolle. Er war jedoch der eigentlich maßgebliche.

Die brandenburgische Politik hatte während des ganzen 17. Jahrhunderts und in besonderem Maße seit dem Westfälischen Frieden ihre Geltungsansprüche, etwa in der hochsensiblen Frage des pommerschen Erbes, im Konkurrenzgefüge des europäischen Mächtesystems nicht durchzusetzen vermocht²³. Sie war mit den entsprechenden Präntentionen noch im Jahre 1697 auf dem Friedenskongreß von Rijswijk gescheitert und hatte sich einmal mehr mit einem nachgeordneten Rang begnügen müssen²⁴. Oberhalb der Souveräne Europas gab es eben keine Instanz, die über Präzedenz und Rangordnung unter Rivalen im Rahmen des Mächtesystems hätte entscheiden können²⁵. Zwar hatte spätestens seit dem

Westfälischen Friedenskongreß eine theoretische Debatte über die Fragen der Ranghierarchien unter den europäischen Potentaten eingesetzt, die ihren publizistischen Niederschlag im 18. Jahrhundert in den bereits erwähnten Kompendien und systematisch gegliederten Nachschlagewerken fand²⁶. Aber das Problem der Präzedenz blieb doch der Politik im eigentlichen Sinn vorbehalten. Jeder in der Gemengelage des europäischen Mächtesystems konnte versuchen, wie ein souveräner und machtpolitisch ambitionierter Herrscher aufzutreten: «Doch stand und fiel dieser Anspruch stets mit der Reaktion der anderen Mächte.» Das Zeremoniell war der untrügliche, allen Beteiligten vertraute Indikator für den eigenen Status in einem System, das vollkommen an äußerer Ostentation orientiert war. «Nach Rang zu streben hieß, bei jeder Gelegenheit zu versuchen, sichtbar und im wahrsten Sinne des Wortes weiter nach vorn zu kommen.»²⁷ Das Vorrecht etwa, sich in einer achtspännigen Kutsche der Öffentlichkeit zu präsentieren, war ein eindeutiges Zeichen für den Anspruch auf einen souveränen Fürstenrang.

Das gesamte Szenarium frühmoderner, d. h. monarchisch geprägter Staatlichkeit bestand in der Beachtung ritualisierter Umgangsformen und endete in manchmal auch handgreiflich ausgetragenen Streitigkeiten um Rang-, Sitz- und Vortrittsfragen²⁸. Das Zeremoniell gehorchte nicht den Gepflogenheiten der Courtoisie, sondern der im Auftreten sich manifestierenden Durchsetzungsfähigkeit der Potentaten und ihrer diplomatischen Vertreter. Es war von Friedrich I. und seinen überaus versierten Ratgebern wie Christian Friedrich von Bartholdi²⁹, Ernst von Metternich³⁰ oder Heinrich Rüdiger von Ilgen³¹ eben nicht – wie Friedrich der Große meinte – intendiert, mit seiner pompösen Selbstdarstellung den eigenen Untertanen Ehrfurcht und Respekt einzuflößen. Vielmehr war es die Anerkennung durch die auswärtigen Mächte – in der Regel Rivalen im Ringen um einen angemessenen Rang auf dem «*theatrum praecedent-*

tiae» –, auf die es ankam³². Es ging um Statusdemonstration im Rahmen einer gesamteuropäischen höfischen Öffentlichkeit³³.

In diesem Bereich gab es in Brandenburg im 17. Jahrhundert noch erheblichen Nachholbedarf³⁴. Seit jeher wurde von den Kurfürsten der Anspruch erhoben, in einem konkreten oder imaginären Hofzeremoniell unmittelbar hinter den Königen, d. h. vor den übrigen Reichsfürsten und auch vor den Republiken Venedig, Holland und der Eidgenossenschaft, zu rangieren. Diese Präeminenz war nach dem Westfälischen Frieden jedoch trotz der bewußt herbeigeführten Aufwertung, die gerade die größeren Reichsterritorien erfahren hatten, ins Wanken geraten. Um in dieser Erosion der Machthierarchien im Reich nicht weiter zurückzufallen, mußte die brandenburgische Politik nach Auffassung schon des Großen Kurfürsten energische Versuche unternehmen, um in den Kreis der eigentlich ernstzunehmenden Mächte vorzudringen³⁵. Die Kurwürde war ein altherwürdiges und immer noch nicht ganz verblaßtes Dekor und das verfassungsrechtlich verbrieft Unterpfand reichspolitischer Geltung³⁶. Um jedoch im Gesamtrahmen europäischer Politik bestehen zu können, bedurfte es eines «*éclats*», der die auf Ranghierarchien und Präzedenzrecht fixierten Höfe aufhorchen ließ. Insofern war das Streben Friedrichs I. nach einer spektakulär in Szene gesetzten Rangerhöhung ein überaus rationales Ziel, dem eigentlich auch ein in besonderer Weise auf seine Geltung bedachter Monarch wie Friedrich II. seinen Respekt nicht hätte versagen können. Aber hier treten Aporien zutage, die im Erscheinungsbild des Königs auch sonst so auffällig sind und letztlich wohl kaum aufgelöst werden können³⁷.

Friedrich der Große hat die der Standeserhöhung als angemessen erachteten Bauvorhaben und die nicht weniger ehrgeizigen Sammlungen des Großvaters in seinen «Denkwürdigkeiten» nicht im einzelnen gewürdigt, sondern sich auf die schon angeführte Behauptung beschränkt, daß Fried-

rich I. sich nur durch den äußeren Glanz des Königtums habe blenden lassen. Allerdings würdigte er am Ende doch auch die außenpolitische, jedenfalls überregionale Dimension, die mit der Anerkennung der Königswürde verknüpft war und von der er selbst so sehr profitieren sollte. Sie stellte sich später, schrieb er seltsam widersprüchlich und lakonisch, «als ein staatsmännisches Meisterstück heraus (un chef-d'oeuvre de politique)». Denn mit dem Königtum habe das Haus Brandenburg das Joch abgeschüttelt, unter das Österreich alle Fürsten Deutschlands zu zwingen gewohnt war. Friedrich I. habe seinen Nachkommen einen verlockenden Bissen hingeworfen, der zu sagen schien: hier ist ein Titel; zeigt nun, daß ihr dieses Anspruchs würdig seid. «Ich habe Eure Größe begründet, vollendet nun dieses Werk!»³⁸.

In der Tat, darin lag Größe und Weitblick und eine über persönliche Eitelkeiten hinausweisende Perspektive. Nur war, und das verkannte Friedrich der Große in der doktrinären Enge seines Denkens vollkommen, zur Etablierung und Festigung dieser neuen Würde jener äußere Glanz und jenes eher von asiatischem Prunk als europäischer Würde geprägt erscheinende Zeremonienwesen unerlässlich, ein Dekorament also, dem auch persönliche Motive zugrunde gelegen haben mögen, das zugleich aber einer Staatsräson verpflichtet war, wie sie sich im höfischen Ambiente des 17. und 18. Jahrhunderts rationaler nicht denken läßt³⁹.

Seine Affekte gegen jede Form zeremonieller Regulierung hat er sein ganzes Leben beibehalten. Er trug als König wie schon sein Vater Uniform und legte – wie allgemein bekannt ist – wenig Wert auf Sauberkeit und auf sein äußeres Erscheinungsbild. Zu den Eigenwilligkeiten dieses Lebensstils mag im übrigen beigetragen haben, daß er seit der Thronbesteigung Damen aus seiner Umgebung fernzuhalten wußte, eine Lebensführung also, die sich mit außerordentlicher Konsequenz allem verweigerte, was in der Sphäre höfischer Repräsentation auch im *ancien régime* noch üblich war.

Nur wenige Zelebritäten wie die Tänzerin Barberina, die auf seinen ausdrücklichen Wunsch von Antoine Pesne porträtiert wurde, oder die Gesangsvirtuosin Mara, Künstlerinnen von europäischem Rang, hat er verehrt und in seiner Gesellschaft zu haben gewünscht⁴⁰.

Sehr früh hat er im übrigen verfügt, daß sein Begräbnis allen Gepflogenheiten der Zeit zuwider in äußerster Zurückgezogenheit und unter Verzicht auf jedes Zeremoniell vorstatten gehen sollte. Nach entsprechenden Anweisungen vor der Schlacht von Leuthen hatte er auch am 22. August 1758, als ein Waffengang mit der russischen Armee unmittelbar bevorstand, ausgerechnet in Küstrin angeordnet, daß bei seinem in einer Schlacht niemals auszuschließenden Tod keine Umstände mit ihm gemacht werden sollten. «Man soll mir [!]», heißt es in einer königlichen Ordre wörtlich, «nicht öffnen, sondern still nach SansSouci bringen und in meinem Garten begraben lassen.»⁴¹ Er wünschte, hatte er in seinem persönlichen Testament vom 8. Januar 1769 verfügt, wie ein Philosoph beigesetzt zu werden, ohne Blendwerk, ohne Prachtentfaltung und ohne Pomp. Er wolle weder seziiert noch einbalsamiert werden. Man möge ihn auf der oberen Terrasse von Sanssouci begraben. Falls er im Krieg oder auf Reisen sterben sollte, möge sein Körper an Ort und Stelle beigesetzt und im Winter dann nach Sanssouci gebracht werden⁴². Angesichts der «pompes funèbres», wie sie auch in Preußen bis zum Ende der Monarchie den gesamteuropäischen Konventionen gemäß üblich waren⁴³, zeugt auch diese Anweisung von ausgeprägter Eigenwilligkeit. Sie belegt noch einmal eindrucksvoll seine tiefe Aversion gegen das protokollarisch festverankerte und selbstverständlich liturgisch geprägte Dekorament eines fürstlichen Leichenbegängnisses und damit gegen jede Form höfischer Prachtentfaltung.

Als Vorbild in dieser Haltung galt ihm der Vater, über den er in seinen «Denkwürdigkeiten» durchaus anerkennend äußerte, daß ihm jeder Prunk und alles königliche Gepränge

verhaßt gewesen seien. Ob ihm dabei die dumpfe, von Derbheit und peinlichen Auftritten geprägte Atmosphäre von Königs Wusterhausen gar nicht in den Sinn kam, unter der er zusammen mit seiner Schwester Wilhelmine so sehr gelitten hatte? Aber es war offenbar allein der so seltsam hausväterlich und antiquiert wirkende, aber womöglich auch ganz modern einzuschätzende Sparsamkeitsgedanke, der ihn in seinem Urteil leitete.

Schwierig ist im übrigen auch zu bewerten, daß Friedrich der Große die Förderung der Künste und Wissenschaften durch den ersten König in einem der systematischen Kapitel seiner «Denkwürdigkeiten» nachdrücklich hervorgehoben hat. Alle neuen Impulse des Großen Kurfürsten auf diesen Gebieten, schrieb er, hätten ihre eigentliche Blüte erst unter Friedrich I. entfaltet. So habe unter dem ersten König die einheimische Gobelinweberei, die Bortenfabrikation, die Spiegelherstellung und die Tuchproduktion erstmals europäische Standards erreicht. Aber erstaunlich ist vor allem, daß Friedrich an dieser Stelle seiner «Denkwürdigkeiten» auch dem höfischen Szenarium anerkennende Seiten abzugewinnen vermochte. So führte er mit offensichtlich verhaltenem Stolz aus, daß die Hofhaltung unter dem ersten König groß und glanzvoll gewesen sei. Ausländische Subsidien, heißt es da ganz sachlich und unbefangen, hätten den Geldumlauf befördert. In Livreen, Kleidern, Tafelgerät, Pferden und Bauwerken sei großer Luxus getrieben worden. Auch hätte der König zwei der geschicktesten Architekten Europas (Jan de Bodt und Johann Friedrich Eosander Frhr. von Göthe) gewinnen können, um Berlin zu verschönern und die Lustschlösser in Oranienburg, Potsdam und Charlottenburg auszubauen⁴⁴. «Die schönen Künste», schrieb Friedrich II. wiederum ökonomisch argumentierend, «die Kinder des Reichstums, begannen zu blühen.» Auch eine Kunstakademie wurde ins Leben gerufen. Das bemerkenswerteste und für den Fortschritt des menschlichen Geistes bedeutsamste Ereignis sei freilich die

Gründung der Königlichen Akademie der Wissenschaften gewesen, deren Leitung Gottfried Wilhelm Leibniz übertragen wurde⁴⁵. Hier gab es also auch nach Auffassung Friedrichs des Großen Anstöße, die in der zivilisatorischen Erfolgsgeschichte Brandenburg-Preußens, die er ja offensichtlich zu schreiben vorhatte, hochgeschätzt und gewürdigt zu werden verdienten.

Nun hat Friedrich der Große – wie jedermann geläufig ist – selber gebaut und geradezu exzessiv gesammelt, also seinerseits jenen Luxus betrieben, den er dem Großvater so heftig zum Vorwurf gemacht hat⁴⁶. Dabei kann der forcierte Bau der Sommerresidenz Sanssouci im ersten Jahrzehnt seiner Herrschaft durchaus noch der programmatischen Absicht zugeordnet werden, sich von allen Formen offizieller Staatsrepräsentation und höfischer Etikette abzuwenden und für sich und seine Tafelrunde ein Ambiente zu schaffen, das einem heiter-epikuräischen Lebensgefühl verpflichtet war⁴⁷. Auch die Bilderkäufe der frühen Jahre mit ihrer Vorliebe für die «fêtes galantes» Antoine Watteaus oder Nicolas Lancrets entsprachen noch ganz der wehmütig-empfindsamen Vision von einem Dasein jenseits der gravitatischen Zwänge einer dem neuerworbenen Fürstenrang entsprechenden Selbstdarstellung. Von Lancret besaß er allein 26 Gemälde.

In dieser Frühphase also gab es starke Affinitäten zwischen dem Streben nach einem neuen, auch vom Vater sich abkehrenden Lebensstil und dem auftrumpfenden Gestus, mit dem er in den letzten Lebensjahrzehnten als Bauherr und Sammler aufgetreten ist. Von Prachtliebe und eitler Selbstbespiegelung, die er seinem Großvater glaubte vorwerfen zu müssen, konnte dabei sicherlich nicht die Rede sein. Vielmehr ging es ihm, wie auch beim Bau des Berliner Opernhauses Unter den Linden deutlich wird, um die Verwirklichung von durchaus eigenständigen Konzeptionen, die bereits auf die Kronprinzenzeit und die ersten Bauvorhaben in Rheinsberg zurückgingen und die er der Reputation seines Staates als einer Me-

tropole der schönen Künste und des aufgeklärten Denkens schuldig zu sein glaubte. Es waren Vorstellungen, die weniger an höfischen Konventionen als an Formen eines neuen Herrschaftsverständnisses orientiert waren. Auch das Verschwendungsargument, das er dem Großvater entgegengehalten hatte, konnte hier im eigentlichen Sinne nicht vorgebracht werden. Denn die Kosten für seine Bauten und sein mäzenatisches Engagement blieben eindeutig den militärischen und administrativen Erfordernissen des Staates untergeordnet.

Bemerkenswert ist nun jedoch, daß er mit zunehmendem Alter diese Einstellung aufgegeben und sich Projekten zugewandt hat, die sich immer weiter von der Herrschaftsauffassung und den Stilprinzipien der frühen Jahre entfernten. An herausragender Stelle ist hier das Neue Palais zu nennen, das in den Dimensionen und den Formen einer spektakulären Herrschaftsinszenierung offenbar ganz bewußt eine Rückkehr zu älteren Formen höfischer Repräsentation darstellte⁴⁸. Jedenfalls trat hier die Beschwingtheit und Grazie seiner Sommerresidenz Sanssouci hinter einer gigantischen Dreiflügelanlage mit einer Gartenfront von 26 Achsen, einer Kolossalordnung aus korinthischen Pilastern und einer mächtig aufragenden Tambourkuppel in den Hintergrund. Alle Fassaden dieses noch um Wirtschaftsgebäude extremen Zuschnitts und wiederum kuppelbekrönte Eckpavillons erweiterten Areals wurden durch ein allegorisches Skulpturenprogramm ergänzt. Die Gartenfront war beziehungsreich den Schrecken des Krieges und den Heldentaten der Antike gewidmet, die nach Westen gewandte Hofseite den Göttern und Musen und damit den Segnungen und Freuden des Friedens – Themen also, die das vielfältig abgewandelte und so eigentümlich widerspruchsvolle Leitmotiv seines ganzen Lebens noch einmal aufnahmen. Aber unverkennbar war zugleich, daß hier in mythologischem Gewand zugleich auch die Apotheose des am Ende siegreichen preußischen Staates

und die Selbstbehauptung des Hauses Brandenburg ganz im Stile des barocken Herrscherlobes in Szene zu setzen beabsichtigt war. Die Ikonographie des Figurenprogramms und das Dekorationsprinzip langer, überreich bestückter Skulpturenreihen vor den Fassadenpilastern und im Bereich der Attikazone gehörten zu den Vorlieben des Königs. Aber sie knüpften ebenso wie viele Details der Innendekoration auch ganz unübersehbar und sicher nicht unabsichtlich an Ausdrucksformen des Hochbarock an und sind insofern ein Beleg für die Rückwendung des Königs zu einem fürstlichen Ostentationsbedürfnis, das er mit dem Schloßbau von Sanssouci hinter sich gelassen zu haben schien⁴⁹.

Gewiß hatte er bei diesen und zahlreichen anderen Bauvorhaben der letzten Lebensjahrzehnte immer wieder Sparsamkeit angemahnt und gelegentlich in kleinlicher Manier der billigeren Lösung den Vorzug gegeben. Unverkennbar ist aber gleichwohl, daß mit dem Bau des Neuen Palais eine gewaltige und selbstverständlich auch kostspielige, alle Raumerfordernisse ignorierende Manifestation eines elementaren Machtanspruchs ganz im Sinne des Großvaters intendiert war. Zwar behielt Friedrich der Große auch in diesen Jahren den hohen Finanzbedarf von Staat und Armee im Auge und stellte insofern immer wieder eine rational kontrollierte Relation zwischen dem Wohlfahrtsanspruch der Allgemeinheit und den Selbstdarstellungsgelüsten des Landesherrn her. Das monumentale Bauvorhaben des Neuen Palais rückt dennoch in die Nähe dessen, was Friedrich dem Großvater anzukreiden für nötig hielt, zumal die Landesfinanzen nach dem soeben erst beendeten Siebenjährigen Krieg außerordentlich angespannt waren. Es ist nicht überliefert, an wen sich diese prahlerisch auftrumpfende Geste eigentlich richtete. Den «philosophes», den Aufklärern aus Prinzip wie Voltaire und den Bezugspersonen seiner frühen Jahre, konnte er mit solchen «éclats» gewiß nicht imponieren. Insofern spricht manches dafür, daß sich seine Absichten mittlerweile von einer

engen ökonomischen, nach innen gewandten Einschätzung fürstlicher Selbstdarstellung zu einer Auffassung weiterentwickelt hatten, die auch die Höfe der konkurrierenden Mächte, also die außenpolitische Dimension höfischen Glanzes wahrzunehmen vermochte.

Ein ähnliches Bild bietet der Blick auf seine Sammlungen. Durchgehend hat er Antiken, vor allem Porträtbüsten, Skulpturen und mit großer Leidenschaft Gemmen gesammelt und zwar auch zu Zeiten, wo er sich – bedingt durch die schnell ins Extreme steigenden Kriegskosten – in finanziellen Engpässen befand⁵⁰. Er verfolgte offenbar von Anfang an den Plan, möglichst schnell einen gewichtigen Sammlungsbestand vorweisen zu können. Und so zögerte er trotz der militärischen Auseinandersetzungen um Schlesien nicht, bereits 1742 eine kostbare Kollektion antiker Bildwerke zu erwerben, die ihm aus dem Nachlaß des französischen, an der Kurie akkreditierten Kardinals Melchior de Polignac angeboten worden war. Zu dieser Kollektion zählte übrigens auch die monumentale Bernini-Büste des Kardinals Richelieu, die heute in der Bildergalerie von Sanssouci steht. Eine weitere Sammlung antiker Skulpturen konnte er 1766/67, also ebenfalls in einer finanziell durchaus krisenhaften Zeit, in seinen Besitz bringen. Hinzu kamen exzeptionelle Einzelstücke wie der berühmte «Betende Knabe», den er am Ende des Laubengangs vor seinem Bibliothekszimmer in Sanssouci aufstellen ließ⁵¹.

Noch wichtiger für den hier zu erörternden Zusammenhang sind freilich die Gemäldesammlungen, die der König nach ersten Erwerbungen in der Kronprinzenzeit während seines ganzen Lebens nicht gerade mit ausgeprägter Kenner-schaft, aber doch mit dem Orientierungsvermögen eines versierten und gebildeten Dilettanten auszubauen und zu vervollständigen bestrebt war⁵². Dabei ist bemerkenswert, daß sich bei den Bilderkäufen im Gegensatz zu seiner Sammel-leidenschaft auf dem Gebiet der antiken Skulptur ein Ge-

schmackswandel nachweisen läßt, der offensichtlich auch mit einem Wandel seiner Herrschaftsauffassung in Verbindung steht. Schon an den Dimensionen und dem stilistischen Dekor des Neuen Palais war erkennbar, daß sich der König mit fortschreitendem Alter eigentümlich rückwärtsgewandt an einer Ausdruckswelt orientierte, die er gerade auch mit dem Blick auf den Großvater als eitel, selbstgefällig und steif empfunden hatte.

Ähnlich verhält es sich mit den Erwerbungen für seine Bildersammlung. Sein ursprüngliches, offenbar auch sehr persönlich motiviertes Interesse galt der galanten Malerei der Franzosen der nachludovizianischen Zeit, also Watteau, Lancret und Chardin. In den fünfziger Jahren, zu einem Zeitpunkt, als erste, schließlich dann verworfene Überlegungen für die Erweiterung des Potsdamer Schloßareals um ein «Neues Palais» angestellt wurden, wandte er sich dann der «großen», also der auch an den Höfen seiner Rivalen geschätzten Tafelmalerei zu und kaufte die Meister des klassischen Repertoires, unter ihnen Rubens, Rembrandt, Correggio, Caravaggio und Poussin⁵³. In einem Brief vom 6. November 1755 schrieb er an seine Schwester Wilhelmine, daß er in erstaunlich kurzer Zeit «eine ziemlich reichhaltige Sammlung bekannter und von den Kennern geschätzter Bilder» zusammenzutragen vermocht habe⁵⁴. Nur wenige Wochen später berichtete er, daß er noch fünfzig Gemälde benötige, um seine Galerie zu vervollständigen. Aber die Bildernarrheit, setzte er hinzu, werde bei ihm nur kurz dauern; denn wenn das Maß voll sei, werde er nichts mehr kaufen⁵⁵.

Mir sind keine Veröffentlichungen bekannt, in denen die Preise für die entsprechenden Bilderkäufe dokumentiert sind⁵⁶. Zu vermuten ist jedoch, daß die Anschaffungen der späten Jahre ein Vielfaches dessen gekostet haben, was er für den Ankauf der französischen Genrebilder aufgewendet hat. Es wäre sicherlich verfehlt, hier von Verschwendungssucht und übertriebenem Luxus zu sprechen. Auch bei seinen Bil-

derkäufen hat Friedrich sehr eigenwillig und einfach nicht gut informiert hochrangige Angebote ausgeschlagen, die ihm zu teuer oder nicht angemessen zu sein schienen. Gleichwohl ist unverkennbar, daß er seit den fünfziger Jahren auch im Bereich seiner Sammlungen bestrebt war, sich einem Standard anzupassen, wie er den Ansprüchen höfischer Repräsentation überall in Europa entsprach. Das Erstaunliche ist aus heutiger Sicht, daß sich diese ästhetischen Maßstäbe des *ancien régime* durchgesetzt haben und auch heute noch in einer gänzlich anders geprägten Welt maßgeblich geblieben sind.

Schon vor dem Siebenjährigen Krieg plante Friedrich der Große eine eigene Bildergalerie in unmittelbarer Nähe seiner Sommerresidenz Sanssouci zu bauen, die dann aber erst 1763 fertiggestellt werden konnte⁵⁷. Sie gehört zu den ältesten ausschließlich als Gemäldegalerie konzipierten Museumsbauten im Umfeld einer fürstlichen Residenz. Bei der wie in allen Sammlungen der Zeit dichtgedrängten Hängung der Bilder war bereits eine systematische Gliederung intendiert, die freilich die Eleganz des langgestreckten, durch eine kuppelüberwölbte, nach innen eingezogene, nach außen vorspringende Mittelpartie gegliederten Raumeindrucks nicht beeinträchtigen durfte. Die Genese und Aufeinanderfolge der Epochen und Stilentwicklungen waren ja kein Thema, das die ästhetischen Vorstellungen von Sammlern und Mäzenen des *ancien régime* beeinträchtigte. Vielmehr ging es hier um die Demonstration dessen, was man auf diesem für die Selbstdarstellung fürstlicher Reputation so außerordentlich wichtigen Gebiet vorzuweisen hatte, also einmal mehr um Macht und Statusfragen in überregionalem Maßstab, um Perspektiven, die er seinem Großvater offensichtlich nicht zuzubilligen bereit war.

Friedrich der Große orientierte sich bei den Ankäufen der Gemälde an der von den tonangebenden Kunstakademien propagierten Hierarchie der Bildgattungen und bevorzugte demnach Historien Gemälde antiken und biblischen Inhalts⁵⁸.

Er vernachlässigte nun das, was ihn in den Empfindungen und Visionen seiner Jugendzeit so sehr beflügelt hatte, und verfolgte offensichtlich das Ziel, im Kreise der europäischen Potentaten als ein Fürst zu erscheinen, der nach seinen militärischen Erfolgen auch den musischen, sich in den Künsten manifestierenden kulturellen Ansprüchen einer Monarchie von Rang gerecht wurde.

Friedrich hat sich zu seinen Ambitionen als Bauherr und Sammler auffälligerweise nur beiläufig – vor allem in privaten Briefen an seine Schwester Wilhelmine – geäußert⁵⁹. Insofern bleibt auch im dunklen, was ihn zu dem Wandel seines Selbstdarstellungsstils bewogen hat. Programmatisches jedenfalls ist hier nicht zu erkennen. Dabei hat er das so engherzig ökonomisch begründete Urteil über den Großvater auch in späteren Fassungen der «Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg» nicht revidiert, sondern mit einem an Borniertheit grenzenden Hochmut an seiner Aufklärungsdoktrin festgehalten. Was sind die Gründe für diese Diskrepanz? Möglicherweise war ihm zumindest die Welt der Gemälde, mit denen er seine Schlösser und seine eigens als Schausammlung errichtete Bildergalerie auszustatten wünschte, nicht wichtig genug, um die Rückwendung zum Geschmack höfisch geprägter Selbstdarstellung wahrnehmen zu können. Seiner Schwester gegenüber hat er seine Bilderkäufe einmal lakonisch als eine «Torheit (folie)» bezeichnet⁶⁰. Das Neue Palais hatte als Ausdruck eines trotzigsten Selbstbehauptungswillens gewiß einen anderen Stellenwert. Aber auch hier könnte zutreffen, daß ihm Parallelen zum Schloßbau des ersten Königs in Berlin und zu allem Aufwand, den dieser zu seiner Selbstinszenierung betrieben hat, nicht in den Sinn gekommen sind. Vielleicht hielt er sich im Gegensatz zu den «principini», von denen Machiavelli schon so abfällig gesprochen hatte, für einen «großen Fürsten», dem vor dem Areopag europäischer Potentaten auch Schloßbauten, Sammlungen und Armeen zuzugestehen waren.

Entscheidend dürfte jedoch gewesen sein, daß er ungeachtet der zahlreichen Bauaufträge und dem seinem Fürstenrang gebührenden Mäzenatentum ein außerordentlich sparsamer Regent war, dem die mächtepolitische Gemengelage und die fortbestehende militärische Bedrohung, der sich Preußen auch nach dem Siebenjährigen Krieg noch ausgesetzt sah, immer gegenwärtig war⁶¹. In Frankreich, England und Österreich, hatte er dem Thronfolger in seinem Politischen Testament von 1768 einzuschärfen versucht, mache man Schulden, man mißbrauche den Staatskredit und häufe Abgaben auf Abgaben, um die Zinsen bezahlen zu können. «Ist es», fragte er, demgegenüber «nicht vernünftiger, gerechter, menschlicher, seine Ausgaben in Friedenszeiten zu beschränken und jedes Jahr eine Summe beiseite zu legen [...], als in Kriegszeiten seine Zuflucht zu Anleihen, Gaunereien und üblen Praktiken zu nehmen, die einen Privatmann seine Reputation kosten würden, und die Steuern beim ersten Kanonenschuß zu verdoppeln und zu verdreifachen?»⁶²

Es muß als ein in der europäischen Staatenwelt einzigartiges Phänomen gelten, daß der preußische Staatshaushalt trotz der Kriege Friedrichs des Großen immer ausgeglichen war und keine langfristigen Verbindlichkeiten zu Buche standen. Großmachtpolitik zu betreiben, bedeutete im *ancien régime* – vielleicht nicht weniger als in anderen Epochen der neueren Geschichte –, Schulden zu machen und über seine Verhältnisse zu leben⁶³. Das war in Preußen anders, auch wenn einzuräumen ist, daß die Erfolge des friderizianischen Merkantilsystems mit einer überaus repressiven Staatsomnipotenz erkaufte worden sind. Ungeachtet der enormen Ausweitung des Haushaltsvolumens und trotz der zunehmenden Verschachtelung der Finanzverwaltung läßt sich der Nachweis führen, daß Friedrich mit dem Instrumentarium eines rigorosen Fiskalismus Kassenüberschüsse zu erwirtschaften vermochte, die nach der Beendigung des Siebenjährigen Krieges noch einmal gesteigert werden konnten. Immer unverhüllter

traten nun jene Prinzipien zutage, mit denen schon der Vater seine unerbittliche Staatsschatzpolitik durchzusetzen gewußt hatte⁶⁴.

Bereits in seinem Politischen Testament von 1752 bekannte sich Friedrich zu dem Plan, einen Kriegsschatz von 20 Mill. Talern anzusparen⁶⁵. Nach den offensichtlich traumatischen Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges forcierte er dann seine Thesaurierungspolitik mit dem Ergebnis, daß er dem Thronfolger einen Staatsschatz in der kaum faßlichen Höhe von gut 51 Mill. Talern hinterlassen konnte – ein Kapital, das Friedrich Wilhelm II. – wie es Friedrich der Große befürchtet hatte⁶⁶ – während seiner nur elf Jahre währenden Regentschaft aufgebraucht und vergeudet hat⁶⁷. Die Motive für diese mit allen Mitteln vorangetriebene Einnahmesteigerungspolitik Friedrichs beruhten im Grunde auf keinem theoretisch durchdachten wirtschafts- und finanzpolitischen Konzept, obwohl vor allem die beiden Politischen Testamente höchst eindrucksvoll belegen, wie detailliert und problembewußt der König über die Finanzlage und das Wirtschaftspotential seiner Territorien Bescheid wußte. Auch die fiskalischen Maßnahmen waren immer und in jedem Bereich seines politischen Handelns von der Sorge um die militärische Handlungs- und Expansionsfähigkeit seines Staates bestimmt⁶⁸.

Insofern konnte er für sich legitimerweise eine völlig andersartige Herrschaftsauffassung als die des ersten Königs in Anspruch nehmen. Er war ein Fürst, der ohne Zweifel einer im Sinne der Aufklärung geläuterten Vision von Sinn und Zweck monarchischer Herrschaft verpflichtet war. Deshalb müssen auch seine Bautätigkeit und seine zahlreichen Sammlungen in einem anderen Kontext gesehen werden. Sie waren sicherlich schon seit der Kronprinzenzeit und dem Ausbau seines Rheinsberger Refugiums wichtige und eine Zeitlang auch überaus eigenständige Betätigungsfelder. Aber sie waren im Gegensatz zu seinem Großvater nicht der Mittelpunkt seines Selbstdarstellungstrebens.

In diesen vielleicht nicht einmal in sein Bewußtsein vorgebrungenen Unterschieden und Differenzen mögen die Gründe für das vernichtende Urteil liegen, das er über den ersten König, sein Ostentationsbedürfnis und seine angebliche Verschwendungssucht gefällt hat. Es waren eben wirklich schon Welten, die zwischen den beiden Generationen lagen. Viele Ausdrucksformen fürstlicher Selbstdarstellung waren trotz eines offenkundigen Wandels in Geschmack und Habitus unverändert geblieben; Friedrich II. selber ist ein sinnfälliges Beispiel dafür. Aber die Prioritäten bei der Ausübung eines Herrscheramtes hatten sich – übrigens nicht nur in Preußen – deutlich verschoben. Die Unterordnung unter die Anforderungen des Gemeinwohls und der wie immer definierten Staatsnotwendigkeiten hatte ein solches Gewicht erlangt, daß ältere Formen der Herrschaftslegitimation obsolet geworden waren. Aus dieser Perspektive konnte das Königtum des ersten Königs tatsächlich als eine Inszenierung erscheinen, die den Eindruck der Eitelkeit und des unangemessenen Aufwandes vermittelte. Im Umfeld solcher Gedankengänge müssen also die Gründe für das Verdikt vermutet werden, das der Enkel auch über die Königskrönung von 1701 zu äußern für berechtigt hielt.